

Nr. 37. Bromberg, den 14. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(1. Fortsetzung.)

Scharf, kühl, forschend hingen die Blicke John Hills an dem Gesicht Alexander Huenes. Tief eingefurcht zog sich die Falte der Entbehrungen in dem schmalen, hageren ja kühnen Gesicht hinunter, von der leicht gebogenen Nase bis tief herab zu den Mundwinkeln. Aber aus den dunkelblauen Augen unter dem sorgfältig gescheitelten, vollen, blonden Haar schaute es nach der Ansicht John Hills reichlich versonnen und verträumt in die Welt. — „Ein richtiges deutsches Greenhorn", schlußfolgerte John Hill kurz und hart „aber als solches auch zu verwenden."

Und ehe Alexander Huene es sich versah, fühlte er sich in eine erdöltechnische Unterhaltung hineingezogen, die eine verteufelte Ähnlichkeit mit einem Examen hatte. Verdutzt schaute er auf den alten Mann, auf dessen schäbigen Mantel, auf den abgetragenen Hut, den dieser nicht eine Minute lang abgenommen hatte. Dann machte es ihm aber Vergnügen, sich wieder einmal fachtechnisch unterhalten zu können.

„Leidensgenossen!" schlußfolgerte diesmal Alexander Huene kurz und falsch.

Aber er sollte sich noch mehr über seinen alten Schützling wundern.

„Erzählen Sie doch etwas von schönen Frauen, Mister Huene" hörte er sich plötzlich gefragt, „Sie sind in Ihrem jungen Leben doch schon viel herumgekommen."

Ein Blick, prüfend und hart, schoß auf einmal aus den versonnenen Augen Huenes zu John Hill hinüber. Leise pfiff er durch seine Zähne: „Schau, schau, welch' alter Sünder, erst ein feudaler Lunch und dann ein pikantes Histörchen als Nachtisch hinterher."

Doch plötzlich, durch die eigentümliche Frage John Hills angeregt, stand eine Erinnerung in ihm auf. Eine Erinnerung, bildhaft klar, die ihn aus dieser Drug-store hinaus, um viele Jahre zurückführte. Als junger Oberst der wiedererstehenden russischen weißen Armee, dort unten, drüben über dem großen Wasser an den nördlichen Ausläufern des Kaukasus. Die Roten waren geschlagen. Auf einem befreiten Gutshof sollten sie Quartier nehmen.

Als sie zwischen den noch schwelenden Balken der herabgebrannten Scheunen in den Gutshof einritten, jubelnd als Retter begrüßt, da stand es auf der Treppe des Gutshauses weißgekleidet, jungmädchenhaft, schlank und zart — Xenia Tsaturowa. In dem feinen, leidgeblaßten Gesicht, unter dem einfach gescheitelten dunklen Haar, glänzten die großen dunklen Augen feucht, da sie ihm Blumen überreichte. Ihm, dem jungen Retter —

Zwei Tage lagen sie auf dem halbzerstörten Gutshof. Und die beiden Tage wurden für ihn erstes und letztes Liebeserleben. Xenia war älter und reifer, als sie aussah. Sie hatte in noch jungen Jahren bereits viel von der Welt gesehen.

Und als sie sich am Abend des zweiten Tages in einer stillen Ecke des Parkes fanden und sich zart und innig küßten, kamen sie überein, daß er sie holen sollte, sobald Moskau von den Roten befreit sein würde. Und am Morgen des dritten Tages, als seine Eskadron sich bereits in Marsch gesetzt hatte, küßte sie ihn zum Abschied tränenlos, blaß und tapfer. Und als Talisman gab sie ihm ein kleines goldenes Kreuz mit, das sie bisher am Halse getragen hatte.

Und dieses Kreuz trug er noch.

Aber Moskau wurde nicht befreit. — Die weiße Armee zerfiel. Er wurde schwer verwundet, und als er seine Glieder wieder richtig gebrauchen konnte, befand er sich schon in Deutschland.

Verspätet nach Jahren erreichte ihn noch durch das schweizerische Rote Kreuz ein vergilbter, zerknüllter Brief von der alten Amme Xenias. In diesem Brief war mit ungelenken Schriftzügen geschrieben, daß Xenia schwer an Typhus erkrankt sei, die weiße Armee sich zurückziehe und die alte, treue Amme der Verzweiflung nahe sei.

Und Alexander Huene wußte, daß in jenen Jahren der Hungertyphus in neunzig von hundert Fällen tödlich ausging. Und von Xenia hatte er dann auch nichts mehr gehört. Trotz aller Nachforschungen, die er anzustellen versuchte.

John Hill hüstelte leicht. Und das Hüsteln weckte Huene aus seinen traurigen Erinnerungen. Er sagte ablenkend: „Ja, mein lieber Mister . . .?!"

„. . . sagen Sie Brown", vervollständigte John Hill.

„. . . also mein lieber Mister Brown. Zu schönen Frauen gehört ein kostbarer Rahmen und Zeit. Und das haben wir wohl beide nicht."

John Hill lächelte. „Geben Sie mir Ihre Adresse, Mister Huene", sagte er dann, „ich möchte mich bei Gelegenheit für den Lunch revanchieren."

Alexander Huene lachte belustigt auf: „Auch ohne Revanche sollen Sie die Adresse haben. Es wird immer ein Vergnügen sein . . ."

Wie abwesend war auf einmal der Alte geworden. Rasch steckte er den Zettel mit der Adresse in die Tasche seines alten Mantels, tippte mit dem Zeigefinger an den Rand seines schäbigen Hutes einen Abschiedsgruß und stapfte eilig aus der Drug-store. Von dem nachsichtigen Lächeln Alexander Huenes gefolgt.

Dann aber sollte für Alexander Huene die größte Überraschung dieses Tages kommen. Als er abends heimkehrend draußen in Bronx-Borough die Tür zu der Wohnung öffnete, wo er bei der Witwe eines Munizipal-Beamten, einer jungen gutherzigen Flensburgerin, ein kleines sauberes Zimmer gemietet hatte, kam ihm Frau Evarts in aufgeregter Anteilnahme entgegen.

„Eine Depesche, Herr Huene!" rief sie schon von weitem.

Und als Alexander Huene hastig die Depesche öffnete, wurde ihm in kurzen, dürren Worten die Mitteilung gemacht, daß er in noch näher zu bestimmendem geschäftlichen Auftrag nach Europa fahren könne. Vorläufig auf ein hal-

des Jahr. Wäre er mit dem Vorschlag einverstanden, so möge er sich am übernächsten Tag morgens 11 Uhr im Schalterraum der „White Star Line“ unten am Hudson mit Gepäck und Paß einfinden.

Unterzeichnet war die Depesche mit „Brown“.

Alexander Huene lachte laut und ungläubig auf. Lachend erzählte er Frau Evarts sein heutiges Abenteuer mit dem Alten.

„No, mein lieber Lord Wolkenkratzer“, setzte er etwas verärgert hinzu, „das ist nicht nett von dir. Sich erst vor einer bösen Karambolage die Knochen retten, dann sich einen Lunch vorsetzen lassen, der sich gewaschen hat und nun diesen Scherz. — Nein, mein ehrenwerter Lord! Wenn ich auch ein Greenhorn bin, aber nicht ein so großes, wie du denkst . . .“

Dann aber kam es ihm wieder in den Sinn, daß der Alte ungewöhnliche technische Kenntnisse hervorgekramt hatte, und nach heißer Beratung mit der guten Frau Evarts beschloß er, die Sache zu beschlafen.

Der Schlaf Alexander Huenes wurde aber in dieser Nacht von wirren, bizarren Träumen durchzogen. Immer wieder sah er den alten Brown. Und der hatte auf einmal das Grinsen eines Fauns und den Pferdekörper eines Zentaurs. Auf dem Zentaur aber saß nackt ein schönes Mädchen. Das hatte einen enganliegenden Toque-Hut auf dem Kopf. Doch die Augen blickten feindlich und hochmütig auf ihn. Es war die junge Dame, der er am Vormittag das Steuer ihres Autos aus der Hand gerissen, um den alten Brown zu retten. Dann auf einmal war es das leidvolle Gesicht Xenia Tsaturowas, deren Augen in flehender Bitte auf ihn gerichtet waren. Bis alles auf und davon flog in nebelhaften Fetzen . . .

Als er am Morgen mit wirrem Kopf erwachte, beschloß er, dem Vorschlag zu folgen, wenn er sich als ernst herausstellen sollte.

II.

Die Welt hielt den Atem an.

In fiebernder Erwartung standen die Chefredakteure der großen Zeitungen und ihr Stab von außenpolitischen Redakteuren in den Aufnahmeräumen, starrten auf die tickenden Fernschreiber, verschluckten einen wütenden Fluch, wenn der Fernschreiber mit langsam tickendem Geräusch irgendeine belanglose Nachricht auf das Papier druckte. Oder sie rasten in den Raum hinüber, wo die Stenographen mit über den Kopf geschnallten Fernhörern dasaßen, stenographische Schriftzeichen auf das Papier malten, die schließlich auch nichts anderes als irgendeine nichtssagende Meldung wiedergaben.

In den Flügeln des Gebäudes standen die großen Rotationsmaschinen, seit langem bereit, unendlich dicke, schwere Rollen Papiers zu fressen, Zeitungen daraus zu drucken. Der Expeditionschef wetterte und schimpfte und lehnte jede Verantwortung ab wenn die Zeitung zu spät auf die Straße käme. — „Noch fünf Minuten!“ bat der Chefredakteur, und als die Fernschreiber fortfuhren, belangloses Zeug zu drucken, und die Stenographen an den Fernhörern bedauernd die Achsel zuckten, da gab er resigniert das Zeichen.

Nun fraßen die Rotationsmaschinen dröhnend und klappend die endlosen Rollen Papiers, und auf den Stirnseiten der Zeitungen, die sie am anderen Ende fein säuberlich hinlegten, stand, ähnlich wie an den Tagen vorher, mit fetten Lettern:

„Drohender Abbruch der Beziehungen zwischen England und Rußland“
„Noch keine Entscheidung in London“

Grau, unscheinbar, still lag das Haus in der Downingstreet in London, von dem diese Entscheidung ausgehen sollte. Kaum, daß einer der Vorübergehenden den Kopf zu den stummen Fenstern erhob. Automobile fuhren vor, Diplomaten entstiegen ihnen mit sinnenden, sorgenden Blicken. Und wenn sie wieder aus der Tür traten, hatten ihre Gesichter einen harten, verschlossenen Zug, als wenn sie Staatsgeheimnisse verbergen.

In den großen politischen Klubs aber summte es. Umdrängt, umworben waren die Mitglieder, bei denen man näheren Kontakt mit der Regierung, eingehendere Nachrichten, als sie in den Zeitungen standen, vermutete.

Und was auf diese oder jene Art in Erfahrung gebracht wurde, verkapselte sich in die Chiffren geheimer Codes, flog durch Kabel und durch den Äther über Ozeane und Kontinente und gelangte wieder entchiffert auf die Schreibtische der Großen, Mächtigen, in deren Händen sich die Fäden der Weltwirtschaft knoteten.

In Newyork am südlichen Ende des Broadway, dort wo sein enger Lichtschacht sich weitet zu einer kleinen Gartenanlage mit Springbrunnen und parkenden Autos, steht ein Wolkenkratzer. Gleißend in Marmor und Gold. Dreißig Stockwerke hoch. Und über diesen dreißig Stockwerken ein breiter, turmartiger Aufbau, noch fünfzehn Stockwerke emsig schaffender Menschen bergend. Flankiert in seinen obersten Stockwerken von überhohen dorischen Säulen. Gekrönt schließlich von der gigantisch verschwommenen Figur eines Herkules, der die Erdkugel trägt. Es ist, als sollte die Figur den Geist symbolisch verkörpern, der das Leben und die weltumspannende Macht dieses Geschäftspalastes geschaffen und in Gang hielt.

Und unten über dem marmornen Portal steht einfach und selbstbewußt: „Newyork Oil-Company.“

In der ersten Etage dieses Palastes, abseits von dem marmornen, schwergetäfelten, vergoldeten Prunk des Vestibuls, abseits von der dunklen, drückenden, geschäftsmäßigen Eleganz der Direktionszimmer, der Konferenzsäle, der Kabinette für geheime Verhandlungen, in einem Arbeitszimmer, einfach nüchtern-praktisch eingerichtet wie das irgendeines kleinen Agenten des Broadway, sitzt John Hill, Präsident der „Newyork Oil-Company“, der Mann, der diesen Geschäftspalast in Marmor und Gold errichtet und aus ihm Fäden spinnt, welche die Welt umfangen, und den eigentlich wenige so richtig von Angesicht zu Angesicht kennen.

In den Händen John Hills zittern Depeschen. Grau und grämlich ist das faltige Gesicht unter dem dünnen, grauen Haar. Da fliegen die Depeschen zur Seite, und die Faust knallt auf den Tisch. „London wird und muß zum Bruch mit Moskau kommen. Ich werde ihnen den Entschluß erleichtern.“

Er drückt den Knopf einer Klingel. Ein junger Sekretär erscheint.

„Kabeln Sie sofort an Harris nach Moskau, er soll rasch und demonstrativ die Verhandlungen über die Erdöl-Konzessionen im Kaukasus abbrechen und nach Berlin zurückkehren. — Sorgen Sie dafür, daß innerhalb einer Stunde in London vertraulich bekannt wird, daß wir uns vom Kaukasus zurückziehen, und daß wir auch in Persien nichts suchen wollen. Und am Abend muß alles dieses in den amerikanischen Zeitungen stehen . . .“

Hochrot liegt die Erregung über diesen plötzlichen Entschluß seines Chefs dem jungen Mann auf dem Gesicht. Mit stummer Verbeugung zieht er sich zurück.

In seinem Sessel zurückgelehnt sitzt John Hill. Der Blick seiner kühlen, grauen Augen ruht auf den beiden großen Landkarten, die unweit seines Schreibtisches von hohen Ständern bis auf den Fußboden herabhängen. Die beiden Erdhälften zeigen die Karten, als müßte die Welt, die er mit seinem Geist umfaßt, ihm immer bildlich vor Augen sein.

Der griesgrämige Ausdruck seines alten Gesichtes ist geschwunden. Geglättet scheinen die Falten, versonnen und weltabgekehrt die Augen, wie am Tage vorher, als er unerkannt an der Gabelung des Broadway und des Park Row stand und der große Rolls Royce seiner Tochter auf ihn zuraste. Über die beiden Landkarten wandern nun die versonnenen, weltabgekehrten Blicke der grauen, kühlen Augen, und die Phantasie dieses eigentümlich schmalen, kantigen Kopfes schafft Leben auf dem toten Papier der Karten.

Über die nordamerikanischen Staaten wandern langsam die Blicke. Hinunter dann nach Mexiko und dem nördlichen Südamerika.

Und wo seine Blicke haften, wachsen Bohrtürme. Rasselnd und unermüdlich fressen sich die Bohrer in die spröde Erdrinde, um deren verborgenes Gut ringend. Fontänen springen auf: Erdölfontänen. Turmhoch. In wilder, ungebändigter, naturgewaltiger Kraft. Als wenn sich die Natur noch einmal wehren müßte, sich rächen wollte an dem Menschengeist, der sie entdeckt, sie entfesselt — um

doch bald wieder durch Menschengeist und Menschenhand in hohen Tanks gefangen zu werden. Und Rohre leiten es über weite Landstrecken. Fabriken entstehen und zerlegen es in wertvolle Produkte. Große Tankdampfer fassen das Öl, laden die Produkte. Schaffen es von Kontinent zu Kontinent.

Die kühlen, grauen Augen des Mannes leuchten auf: Sein Öl schaffen sie von Kontinent zu Kontinent. Sein Öl, das Öl John Hills, des Präsidenten der „Newyork Oil Company", des Beherrschers der Seele des großen weltumspannenden Erdöltrustes.

(Fortsetzung folgt)

Mabel chauffiert ihren Tenor.

Humoreske von Alois Ulreich.

Mabel Peters ist eine moderne, junge Dame und im allgemeinen auf die neue Sachlichkeit eingestellt. Hie und da kommt es allerdings vor, daß sie einen unzeitgemäßen Rückfall ins Romantische erleidet und dann wie ein kleines Bureaufräulein für Schauspieler und Filmhelden schwärmt, schlaflose Nächte hat und bekümmerten Sinnes ist. Mabel kann nichts für diese Schwäche. Es ist die Erbschaft einer Großmutter, die eine überaus romantische Frau gewesen sein soll. Mabel hat sich schon psychoanalysieren lassen, aber es nützte nichts. Sie kann die Großmutter nicht los werden.

Erst neulich wieder hat sich diese Großmutter in Mabel Peters Blut gemeldet. Das war an dem Abend, an dem sie im Stadttheater den Tannhäuser sah und sich in den neuen Tenor verliebte, der auf Engagement gastierte. Sie war von ihm entzückt und schickte ihm am nächsten Tage Rosen. Herr von der Aue fand das weiter nicht wunderlich. Tenöre sind nun einmal an weibliche Huldigungen gewöhnt. Er ging auf den Flirt ein, denn man muß als Gast auf die Empfindsamkeiten der Logenabonnentinnen Rücksichten nehmen. Das ist man seiner Direktion schuldig.

Mabel hatte sich für die erste Zusammenkunft eine besonders romantische Sache ausgedacht. Sie wollte ihren Schwarm in die Natur hinaus chauffieren. Die wunderbaren Herbsttage luden dazu förmlich ein. Die Wälder auf den Berghängen rings um die Stadt brannten in den buntesten Farben. Da wird sich's draußen fein schwärmen lassen. Herr von der Aue nahm die Einladung zu einer Autofahrt an. Man muß eben für seine Karriere etwas riskieren, dachte er und machte sich zur vereinbarten Vormittagsstunde auf den Weg zur großen Brücke, wo Mabel mit dem Wagen schon auf ihn wartete. Der Kammersänger begrüßte sie, bewunderte das schöne Auto, machte einige fachliche Bemerkungen, um seine Kenntnisse in den Angelegenheiten des Kraftwagenwesens darzutun, und versicherte dann Mabel, daß sie sich am Steuerrad überaus vorteilhaft ausnehme! Schließlich stieg er in das Coupé des Wagens. Das bereitete Mabel eine gewisse Enttäuschung, denn sie hatte erwartet, Herr von der Aue würde neben ihr im Führerabteil Platz nehmen. Das war ein wesentlicher Punkt in ihrem romantischen Programm gewesen. Die kleinen Bureaufräuleins und Verkäuferinnen sitzen am Sonntag, wenn sie ausgeführt werden, auch immer neben ihrem Schatz auf der Straßenbahn.

Mabel hatte nicht viel Zeit, sich ihrem Enttäuschungsschmerze hinzugeben. Sie mußte losfahren. Oben in den Bergen, hoffte sie, wird sich schon alles finden. Sie fuhr durch die Stadt, dann die Kehren zur Höhe hinauf an den leuchtenden Wäldern vorbei. Die Fahrt ging flott von statten. Die Höhe war erreicht. Mabel stoppte den Wagen auf einer der Wiesen und ging mit Herrn von der Aue nach dem schönsten Aussichtspunkte vor, den es hier gab. Es war ein herrlicher Tag. Der Himmel hatte die zarte, wasserblaue Farbe der Vergißmeinnichtblüten. Die Sonne sandte ihre goldenen Lanzen zur Erde, und die Wälder grüßten mit ihren bunten Händen herüber. Ihnen zu Füßen lag die Stadt. Mabel erklärte die Umgebung bis weit ins Land hinaus. Der Kammersänger hörte ziemlich zerstreut zu. Er hatte scheinbar für Landschaften nicht viel übrig. Er wurde nicht warm trotz Sonne, Weite und Farbe. Einmal mußte er sogar mit Mühe das Gähnen unterdrücken. Von Schwärmerei war keine Rede. Mabel war schwer enttäuscht.

„Es ist sehr nett da heroben", sagte der Kammersänger endlich so beiläufig. „Aber der Wind ist nicht angenehm".

„Er ist doch kaum der Rede wert . . ."

„Sagen Sie das nicht. Meine Stimmbänder sind sehr empfindlich. Ich vertrage keinen Luftzug. Bedenken Sie — morgen muß ich den Don José singen."

Mabel seufzte. Die romantische Aussicht hatte ihre Wirkung verfehlt. Man brauchte aber deshalb nicht zu verzweifeln, es gab noch den Wald und die Wiese. Da konnte alles gut werden.

„Gehen wir vielleicht in den Wald hinüber", schlug Mabel vor.

Der Kammersänger war von diesem Tausche der Örtlichkeiten nicht sehr entzückt. Er stellte für alle Fälle den Kragen seines Überrockes hoch. Herr von der Aue hatte von den Wäldern eine geringe Meinung. Wenn es auf ihn ankäme, brauchte es keine zu geben. Er betrachtete sie als einen Mißgriff der Natur. Es hatte doch keinen Sinn, auf einem Platze so viele Bäume anzuhäufen, daß der Einzelne gar nicht zur Geltung kam. Der Kammersänger erzählte, während sie durch den Wald gingen, eine Geschichte, wie er einmal vor dem König von Rumänien singen sollte und wegen Heiserkeit absagen mußte. Damals war er auch am Tage vorher durch einen Wald gegangen. Mabel bekam einen bitteren Geschmack im Munde. Sie war doch nicht mit ihrem Schwarm in den Wald gegangen, um sich Krankheitsgeschichten erzählen zu lassen. Es würgte und drückte sie im Halse. Am liebsten hätte sie drauf losgeweint. Heute gelang ihr aber auch alles daneben.

Da blieb er, der Kammersänger, plötzlich stehen und nieste ganz jämmerlich. „So, nun haben wir die Bescherung", rief er dabei aus und hantierte umständlich mit dem Taschentuch. „Der Wald ist mir nicht bekommen. Er ist für meine Stimmbänder Gift; sie vertragen nicht die Kühle. Es wäre fatal, wenn ich morgen nicht den Don José singen könnte. Das Haus ist schon ausverkauft."

Das war für Mabel ein schwerer Schlag. Das Gebäude ihrer romantischen Träume kam ins Wanken. Und sie hatte sich das alles in der Phantasie so nett ausgedacht. Die Entmutigung suchte ihre Seele heim, ihr Sinn und ihr Gemüt wurden traurig. Es war scheinbar nicht leicht, einen Tenor zum Schwarm zu haben. Dem sind die Stimmbänder wichtiger als die Frauen. Wenn jetzt die Wiese nichts half, war alles verloren . . .

Ziemlich kleinlaut sagte Mabel nun: „Vielleicht gehen wir zur Wiese hinüber — dort ist es jetzt in der Mittagssonne sicher warm und gemütlich."

„Probieren wir es halt", erwiderte Herr von der Aue. Es klang nicht sehr erfreulich. Er haßte die Wiesen. Sie waren ihm ein Greuel. Er konnte sie womöglich noch weniger ausstehen als die Wälder. Die Wiesen machten stets kalte Füße, was dann immer auf die Stimme schlug. Wenn die Peters nicht Logenabonnenten gewesen wären, würde er sich mit Mabel niemals auf eine Wiesenbank gesetzt haben. Im Herbst haben die Wiesen stets etwas Melancholisches. Sie greifen dann ans Herz. Eine unheimliche Stille lauert über ihnen. Sie bringen der Vergänglichkeit alles Irdischen um diese Zeit ihren Tribut. Man merkt, daß es in der Natur Abend werden will.

Mabel gab sich ganz diesen schwermütigen Eindrücken hin, die zu ihrer gegenwärtigen gedrückten Stimmung paßten. Plötzlich sprang der Kammersänger von seinem Platze auf und rieb sich wie verrückt den Oberarm.

„O, diese verflixte Wiese", jammerte er dabei, „ich hätte mich nicht hinsetzen sollen, jetzt habe ich wieder das Reißen im Arme bekommen."

„Die Sonne brennt doch wie glühend her", meinte Mabel geärgert.

„Das kann schon sein, aber ich habe halt doch das Reißen gekriegt. Gut, daß ich diesmal mein rheumatisches Fluid mit auf die Tournée genommen habe. Gleich, wenn ich ins Hotel hinunterkomme, muß meine Frau mich damit einreiben . . ."

„Was?" kam es da empört über Mabels Lippen, die nun ihrerseits auch von der Bank empor geschnellt war, „Verheiratet sind Sie zu allem anderen auch noch?"

„Das haben Sie nicht gewußt?" erwiderte der Kammersänger kleinlaut.

Da ging es plötzlich wie ein Riß durch Mabels Gemüt. Die Romantik brach zusammen. Der unheilvolle Einfluß der Großmutter verschwand. Von ihren Augen fielen die Schleier. Mabel war wieder eine junge Dame mit sachlicher Einstellung geworden. Da merkte sie mit einem Male, daß ihr Ideal eigentlich ein älterer Herr war, der im Begriffe stand, Fett anzusetzen und schon reichlich Falten im Gesichte hatte. Wortlos ging sie auf die Wiese nach ihrem Wagen, ließ den Motor angehen und sagte trocken und kurz: „Kommen Sie, Herr Kammersänger, wir wollen rasch zurückfahren, damit Sie zu Ihrer Einreibung kommen. Ich möchte nicht die Schuld haben, wenn Sie morgen den Don José nicht singen können."

Die Schätze der Adonis-Stadt.

Die Ausgrabungen in Byblos. — Die Schätze der Byblos-Könige. — Einzig dastehende Funde. — An der Ursprungsquelle unseres Alphabets.

Von M. Sidorow.

Byblos, das heute Djebeil heißt, liegt an der Küste des Mittelmeeres, ca. 30 Kilometer von Beirut entfernt. Es war die erste Stelle, an der Frankreich nach Übernahme der Macht in Syrien große Ausgrabungen unternommen hat. An der Spitze der Forschungsarbeiten steht der berühmte Ägyptologe Prof. Montet. Seine Funde bestätigen in überraschender Weise die Richtigkeit der Angaben über Byblos, die man sowohl bei Plutarch wie Lucian findet, und die Byblos in engen Zusammenhang mit Ägypten und der ägyptischen Kultur bringen.

Byblos galt im Altertum als die Stadt des Adonis, des Jünglings für sprichwörtlich gewordene Schönheit. Der Jüngling wurde auf der Jagd von einem Eber tödlich verwundet und als Sinnbild der Schönheit verehrt. Adonis ist, wie es scheint, ein syrisch-phönizischer Naturgott, der die nach kurzer Blüte immer wieder ersterbende Vegetation versinnbildlicht. Der Kultus des Adonis kam auch nach Ägypten, und gerade in Byblos wurden von Ägyptern die berühmten Adonisfeste gefeiert. An diesem Feste beteiligten sich hauptsächlich Frauen. Das Bild des schönen Jünglings wurde zuerst unter maßlosen Trauerbezeigungen bestattet und dann mit ausgelassenem Jubel wieder ausgegraben. Die Feier der Lebenden bildete den bacchantischen Abschluß der mystisch-orgiastischen Feier. Plutarch und Lucian geben eine ausführliche Schilderung der Adonis-Feste in Byblos, sowie der Feierlichkeiten zu Ehren des ägyptischen Gottes Osiris.

Die Verbindung zwischen Ägypten und Byblos geht bis in das Jahr 3000 v. Chr. zurück. Bereits im Jahre 1860 hat Ernest Renan in der Nähe von Byblos ein Relief gefunden, das die Göttin Isis und einen ägyptischen Pharao darstellt. Gerade auf dem Terrain dieses Fundes hat Prof. Montet diese Ausgrabungen begonnen. Es gelang ihm bald, zwei Tempel zu entdecken — einen ägyptischen aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. mit riesigen Statuen vor dem Eingang und mit einem Standbild der Schutzgöttin der Stadt genannt Ba'alat Gebal, sowie einen Tempel, der im Jahre 2000 v. Chr. erbaut zu sein schien. Hier lagen in Massen Alabastervasen, künstlerische Statuetten von Menschen und Tieren, Schmucksachen, Kameen, Waffen, Berge von Perlen, Ringen, kostbaren Armbändern, sowie unzählige Prachtwerke einer uralten Goldschmiedekunst. Prof. Montet versuchte bei seinen ersten Ausgrabungen, die mehrere Jahre zurückliegen, und unschätzbare kultur-historisches Material an das Licht der Welt befördert haben, das Gebiet im Südosten der Stadt Djebeil zu erforschen, stieß aber dabei auf hartnäckigen Widerstand seitens der mohammedanischen Bevölkerung der Stadt, die keinen Eingriff in ihre in diesem Stadtteil liegenden Friedhöfe dulden wollte. Dafür versprachen die Mohammedaner dem fremden Forscher, bei seinen Tempel-Ausgrabungen behilflich zu sein. Während der Arbeiten stürzte eine Hügelwand ins Meer und legte dabei die Mauer einer unterirdischen Grabstätte bloß. In der Grabstätte wurde ein Sarkophag gefunden, in dem sich u. a. eine kleine Parfüm-Flasche aus hartem Stein, genannt Obsidian, befand. Aus der hieroglyphischen Inschrift ging hervor, daß die kostbare Flasche dem Pharao Amenemhet III., der in Ägypten von 1849 bis 1801 v. Chr. regierte, gehört hat. Die Grabstätte enthielt außerdem eine Menge von Kostbarkeiten, die nur einem König gehört haben konnten. Die mohammedanischen Mullahs protestierten gegen die Erweiterungen der Ausgrabungen auch auf diesem Gebiet, wogegen Professor Montet beweisen konnte, daß das Terrain seit 100 Jahren nicht als mohammedanischer Friedhof benutzt worden war. Die wackeren Forschungen erschlossen noch mehrere Grabkammern in tiefen Schächten, die durch kleine Kanäle mit der Erdoberfläche verbunden waren, um der Seele der Verstorbenen die Verbindung mit den Lebenden nicht abzuschneiden. In einer mit Fliesen ausgelegten Kammer fand der französische Gelehrte eine hieroglyphische Inschrift, die sich auf Ramses II. bezog und der zu den Königen von Byblos in freundlichen Beziehungen gestanden zu haben scheint. Der Name dieses Pharao, unter dessen Herrschaft Ägypten eine Glanzzeit erlebte, dürfte allgemein bekannt sein. Ein Sarkophag in einer der vielen Grabkammern ist von ganz einzig dastehendem Wert. Er ruht auf vier Löwen und ist mit Reliefs reich geschmückt. Man sieht einen König vor einem Tisch sitzen und sich von sieben Hofleuten aufwarten lassen. Das ganze Leben des Königs ist auf dem Sarkophag abgebildet, ein wertvoller Beitrag zu der phönikischen Kulturgeschichte.

In der Grabkammer finden sich noch andere phönikische Bildhauerarbeiten. Von größter Bedeutung ist die Inschrift auf einer Sarkophag-Platte in phönikischer Sprache, die in der Übersetzung folgenden Wortlaut hat. „Diesen Sarkophag hat Itoba'el, der Sohn Ahirams, des Königs von Byblos, seinem Vater als ewige Wohnung erbaut. Wenn ein König unter Königen oder ein Statthalter unter Statthaltern gegen Byblos in den Krieg zieht und diesen Sarkophag vorfindet, wird das Szepter seiner Gerechtigkeit zertrümmert, der Thron seines Königreiches wird zusammenbrechen, Byblos wird sich aber weiter des Segens des Friedens erfreuen!

Die Buchstaben, mit denen heute eine Zeitung gedruckt wird, die Buchstaben, die wir in unserem persönlichen Briefwechsel gebrauchen und die wir auf Schritt und Tritt, auf Schildern und in Büchern sehen, stammen, wie bekannt, auf dem Umwege über Griechen und Römer von den Phönikern. Die älteste Form des bisher bekannten Alphabets stammte aus dem Jahre 850 v. Chr. Der von Prof. Montet entdeckte Sarkophag Ahirams ist mindestens 400 Jahre älter und stellt eine ca. 3000 Jahre alte Quelle unseres modernen Alphabetes dar. Es ist kein Wunder, daß der Ahiram-Sarkophag zu einem Mittelpunkt des Beirut-Museums geworden ist. Auch in anderen Grabstätten wurden wertvolle Funde gemacht, die zum ersten Male Licht über die bisher dunkle phönikische Geschichte werfen. Funde von ägyptischen Skulptur-Werken weisen auf die ständige Verbindung mit dem Lande der Pharaonen hin. Es scheint aber, daß unbekannte Forscher oder Plünderer die Grabstätte des Königs von Byblos bereits besucht haben. Denn eine Grabkammer war vollständig leer und enthielt, während in den nebenliegenden Kammern wundervolle Goldschmiedarbeiten gefunden wurden, nur einen Stoß englischer Zeitungsblätter aus dem Jahre 1850!

Lustige Rundschau

* **Der Tröster.** In einer Provinzzeitung fand ich dieser Tage im Inseratenteil folgende Danksagung: „Allen denen, die mir zu meiner Vermählung mit Fräulein Barbara Zülpich ihre Glückwünsche aussprachen, sowie dem Herrn Pastor für die trostreichen Worte spreche ich meinen herzlichsten Dank aus. Jeremias Knutt, Verwalt.-Aktuar."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.